

(Nachdruck verboten.)

91

## Flammen.

Roman von Wilhelm Segeler.

„Warum ist das so?“ fuhr der Maler fort. „Mit der Kunst wie mit der Liebe. Ein Kausch, der nie wiederkehrt. Ich sehe ein Motiv, eine Landschaft, einen Menschen, bin frappiert, Tag und Nacht schleppe ich's im Kopf mit mir herum, wenn ich davor trete, fange ich an zu zittern. Ich muß es malen. Gut, ich tu's. Wenn das Bild so wird, wie ich gewollt habe, dann ist das Motiv für mich erledigt. Ich mag's kaum noch ansehen. Es widert mich an, bestenfalls ist es mir gleichgültig. Manche malen zeitlebens dieselben Bäume, benutzen dasselbe Modell. Ich nicht. Und mit der Liebe geht's mir ebenso. Eine Frau, die ich gehabt habe, ist wie ein leergetrunkenes Glas. Ohne Reiz, ohne Duft, ohne Frische. — Ach, erobern, das ist schön. In Ruhe besitzen, das ist Philisterglück. Hab ich nicht recht?“

„Höre,“ jagte Grabaus mit einiger Heftigkeit, „ich kann das wirklich nicht beurteilen. Wenn wir jetzt Indianer oder Malayen von ihren Sitten erzählten, so könnte mich das kaum fremdartiger berühren als das, was Du mir erzählst. Ich kann mir einfach kein Urteil erlauben. Aber das muß ich allerdings sagen: etwas indianisch und barbarisch kommt mir Deine Art zu lieben vor.“

Der Maler lächelte nur und erwiderte:

„Vielleicht bin ich ein Barbar.“

„Was Du vom Motiv sagst,“ fuhr Grabaus fort, „auch das stimmt nicht mal ganz. Malst Du denn wirklich nur den Baum, den Fels, das Wasser? Nein, die Luft malst Du, die Spiegelung, die ewig wechselnde Stimmung. Und so ist der Mensch doch auch wandelbar! Gib Deinem Herzen nur einen Stoß, geh morgen zu Maggie, sei gütig und verständnisvoll, so wirst Du eine ganz neue finden. Tausend Maggies kannst Du finden, wenn Du nur treulich suchst. So wandelbar ist der Mensch.“

„Ja, ja, so wandelbar, so wandelbar!“ wiederholte der Maler. „So wandelbar bin ich aber auch, daß das, was mir heute gefiel, mich morgen kalt läßt. In mir lebt eben ein anderes Bild. Und wenn ich morgen zu Maggie hingehe, dann sieht die andere zwischen mir und ihr.“

„Mein Gott, das arme Ding weint sich die Augen aus, wenn Du nicht wiederkommst.“

„Und doch ist es das Beste, auch für sie. So quäl ich sie mir mit meiner Gegenwart. Sie fühlt, daß ich sie nicht mehr liebe, und grämt sich. Aber wenn sie weiß, daß sie mich verloren hat, dann wird sie acht Tage weinen. Dann aber nach acht Tagen wird sie das leere Herzenskammerchen wieder öffnen und einen anderen hineinlassen.“

„Glaubst Du?“

„Sicher!“ Ich bin weder der erste noch der letzte. Auch sie ist ein wandelbarer Mensch. Gott ja Dank!“

Schweigend gingen sie die nächtigen Straßen hinunter. Aber vor dem Soteleingang blieb Gebhard noch stehen und sagte:

„Höre, Du mußt die Frau Platen kennen lernen. Dann wirst Du alles verstehen und mir nicht mehr böse sein. Sie ist eine Frau, die man lieben muß. Wer irgend nur Empfindung hat, muß über sie alle anderen vergessen. Willst Du?“

„Aber wie liebe ich das machen?“

„Auf die einfachste Art von der Welt. Uebermorgen ist sie bei der Gräfin Borde. Du kennst doch das Haus der Gräfin?“

„Nie davon gehört.“

„Ach, dort ist 'ne Art jour fix. Sie selbst ist Theosophin und hat ein offenes Haus für Naren aller Art. Kommst Du mit?“

Grabaus sagte zu.

„Die paar Stunden werden Dich nicht reuen. Abgesehen von ihr triffst Du auch 'ne ganze Menge amüsanter Leute dort. Es werden Vorträge gehalten. Also Donnerstag um halb vier. Ich hol Dich ab. Einverstanden?“

„Einverstanden.“

„Dann gute Nacht.“

„Gute Nacht und“ — Grabaus hielt seinen Freund noch am Ärmel fest — „denk noch mal an Maggie. Sie ist so reizend! Vielleicht grünt die Liebe doch noch mal.“

Aber der Maler schüttelte den Kopf. Er trat auf die Straße zurück, und wie er mit der Hand den letzten Gruß winkte, hörte Grabaus ihn murmeln: „Marie Luise — Marie Luise.“

Nachdenklich stieg Grabaus die Treppe hinauf. Nachdem er die Kleider abgeworfen und sich aufs Bett ausgestreckt hatte, überkam ihn das Gefühl, von der ungeheuren Fülle der Eindrücke fast erdrückt zu werden. Das Licht erlosch, schon wollte er schlafen, da murmelte auch er noch, im halben Dämmern des Traumes:

„Marie Luise — Marie Luise.“ Eine seltsame Musik lag in diesem Doppellang: „Marie Luise — Marie Luise.“

3.

In dem neumodisch und elegant tapezierten, mit einem zerklüfteten Ledersofa, einem runden Tisch und einer Anzahl schlechter Stühle ausgestatteten Vorzimmer des Ministeriums warteten bereits drei Besucher, als Grabaus eintrat. Am Ramen stand mürrisch dreinschauend ein schwarzer Herr, von dem ein starker Jodoformgeruch ausging. Er schien fortwährend mit seinen Nägeln zu kämpfen, die er bald abbiß, bald rieb, bald betrachtete. Am Fenster saß mit weit vorgestreckten Beinen und verrutschter Halsbinde ein alter Herr, der bei seiner Magerkeit ein ganz unmotiviertes Bäuchlein hatte, wodurch ein gewisser Zwiespalt in seine Erscheinung kam. Das Bäuchlein verriet Behaglichkeit und manchen guten Trunk, während die Sagerkeit sowie das gefurchte Gesicht von strenger Pflicht und erstem Lebenswandel zeugten. Der dritte der Wartenden trug im Gegensatz zu den beiden anderen, die im Frack waren, einen jaloppen Gehrock. Er hatte eine Mappe in der Hand und spazierte ungeduldig auf und ab. Eine gewisse prahlerische Ungezwungenheit in seinem Wesen deutete an, daß er sich hier zu Haus fühlte.

Bei seinem Hin- und Herrennen war er dem am Fenster Sitzenden auf die Füße getreten, die dieser erschrocken einzog...

„Entschuldigen Sie!“

„Bitte, bitte, macht fast gar nichts.“

Der alte Herr erhob sich nun schwerfällig, nannte seinen Namen und fügte hinzu:

„Sie sind wohl auch Schulmann?“

„Ne, ne, uns Himmelswillen! Seh' ich so aus? Ich bin 'n ganz harmloser Journalist.“

„So — so. Ach, entschuldigen Sie, es hat doch seine Wichtigkeit, daß die Sprechstunde von zwölf bis eins ist?“

„Na ja, so quasi. Das heißt auf Deutsch, von eins angefangen. Vor eins kommt der Geheimrat nie. Nach zwei schon eher.“

„Aber das ist ja s—chrecklich. Ich warte schon seit halb zwölf hier. Um zwei Uhr kommt der Herr Ministerialdirektor manchmal?“

„Ja, lieber Gott, der Mann hat eben auch zu tun. Sehen Sie mal, wenn einer sozusagen die ganze Bildung der Monarchie zu besummeln hat —“

„Es war alles so sonderbar. Der Diener wußte von gar nichts. Und dabei habe ich mich doch bei dem Herrn Ministerialdirektor angemeldet.“

„Anmelden hat ja kein'n Zweck. 'ne Weile wird's wohl noch dauern.“

Nach einiger Zeit wurde die Tür wieder geöffnet, und in untadligem Frack trat ein lebhafter Herr ein, der allen sehr vernehmlich guten Tag wünschte.

„Entschuldigen Sie —“ wandte sich der Direktor wieder an den Journalisten. „Sie kennen den Herrn Ministerialdirektor wohl näher?“

„Wie meine Westentasche.“

„Er soll wohl ein etwas s—großer Herr sein?“

„Das ist nu ganz verschieden. Wenn ihm was nich paßt, kann er allerdings höllisch eklig werden.“

„D, ich glaube, das ist wohl nur eine fable convenue,“ warf jetzt der lebhafte Herr ein. „Verzeihen die Herren, wenn ich mich für einen Abwesenden in die Dreiecke werfe.“

Er machte eine kurze Verbeugung, wobei er sich durch

seinen kecken Schnurrbart fuhr und nannte seinen Namen. Dann schüttelte er dem Direktor die Hand und sagte: „Es freut mich, einen Kollegen begrüßen zu können. Ich kann Sie versichern, unser Ministerialdirektor ist die Liebenswürdige in persona. Ich hatte mehrere Male die Ehre, von ihm empfangen zu werden. Zuletzt noch vor vier Wochen. Da hat er mich sogar aufgefördert, mit ihm zu frühstücken.“

„Haben Sie's getan?“ fragte der Journalist.  
 „Leider war der Herr Ministerialdirektor verhindert.“  
 „Ist er immer.“

„Na, schließlich ist das doch auch zu viel verlangt. Aber über Mangel an Entgegenkommen und Liebwürdigkeit kann man sich wirklich nicht beklagen. Natürlich gehen diesen hohen Herren tausend Dinge durch den Kopf. Deshalb muß man sein Anliegen immer wiederholen. Nur nicht locker lassen! Ich bin jetzt das vierte Mal hier in derselber Sache.“

„Und ich habe hier Szenen erlebt. Ei weh! — Uebrigens davon abgesehen, alle Achtung! 'nen klareren Kopf finden Sie selten.“

„Und einen mit weitherzigeren Ideen ebensowenig,“ fügte der lebhafteste Herr hinzu.

„Na, das nu trade. Sehn Se mal, der Mann is vor allem Beamter. Der sieht eben jeden drauf an: paßte mir in meinen Kram oder nich? Ideen sind dem ganz schnuppe. Vor allem will er Ruh haben in der ollen Postkutsche — denn bei dem heutigen Kurs —“

„Chott, da haben Sie recht. Der neue Kurs — ultra montes, ultra montes —“

„Na ja, erst übers Wasser und denn über die Berge.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Werder.

Werder, das eine Meile westlich von Potsdam auf einer Havelinsel gelegene Städtchen, ist augenblicklich wieder der Zielpunkt Tausender Berliner Ausflügler, die sich an der prächtigen Baumbliete erfreuen wollen. Mit jedem Schritt, der uns vom Bahnhof an Neuen, meist einstöckigen Häusern, von denen eine große Anzahl auf dem Firmaschild die Bezeichnung „Fruchtsaftpresserei“ trägt, vorbei in das eigentliche Fruchtgelände führt, wächst das Erstaunen und Entzücken über die selbst für den Nichtpomologen auf den ersten Blick als Gartenkulturen erster Qualität kenntlichen Anlagen, die mitten aus dem märkischen Sande gleichsam hervorgezaubert zu sein scheinen. Und vollends die Aussicht vom Wachtelberge über die mehrere Meilen lange Linie, die in weissen, mit dem Rosa der Pfirsiche durchwebten Blütenzimmern getaucht ist, findet wieder unzählige Bewunderer. Bei diesem köstlichen, dem Auge und Gefühl gleich wohlthuenden Blick kommt aber wohl nur wenigen zum Bewußtsein, daß das Blütenmeer zugleich einen bedeutenden wirtschaftlichen Faktor repräsentiert, nicht nur für die Bewohner des Städtchens selbst, sondern auch für die Hauptstadt in dessen Nähe, die Werder als ihre Obstkammer betrachtet, und als solche bezeichnen kann. Gerade jetzt, da die Baumbliete in vollster Entfaltung steht, dürften einige Daten über Werder und seine Bewohner, sowie über den Obstverkehr von Werder nach Berlin interessieren.

„Stadt Werder,“ wie ihr Chronist Ferdinand Ludwig Schönmann in einem 1784 erschienenen Buche erzählt, „liegt auf einer „gänzlichen Insel“; diese umfaßt 46 Morgen. Zur Sommerzeit, wenn das Wasser zurückgetreten, kann man die Insel in einer Stunde umschreiten; sie aber zu umfahren, sei es in einem Kahn oder einer Schute, dazu sind zwei Stunden erforderlich. Ein solches Umfahren der Insel an schönen Sommerabenden gewährt ein besonderes Vergnügen, zumal wenn des Echo halber die Fahrt von einem Waldhornisten begleitet wird.“ Der Chronist hat hier eine romantische Annäherung, die wir herborgehoben haben wollen, weil sie in seinem Buche die einzige ist. Der Boden der Insel ist fruchtbar, größtenteils fett und schwarz.

Was die Entstehung der Stadt angeht, so heißt es, daß sich die Bewohner eines benachbarten Wendendorfes, nach dessen Zerstörung durch die Deutschen, vom Festlande auf die Insel zurückgezogen und hier eine Fischerkolonie gegründet hätten. „Doch beruht,“ wie Schönmann hervorhebt, „die Gewißheit dieser Meinung bloß auf einer unsicheren Ueberlieferung.“

Unsicher vielleicht, aber nicht unwahrscheinlich. Das umliegende Land wurde deutsch, die Havelinsel blieb wendisch. Die Gunst der Lage machte aus dem ursprünglichen Fischerdorse bald einen Flecken (als solchen nennt es bereits eine Urkunde aus dem Jahre 1317), und abermals 100 Jahre später war aus dem Flecken ein Städtchen geworden, dem Kurfürst Friedrich II. bereits zwei Jahrmärkte bewilligte. So blieb es im allmählichen Wachsen, und seine Inselage wurde Ursache, daß keine Rückschläge erfolgten, und Stadt Werder alle Zeitenwirren durchmachen konnte, ohne die Kriegsrute zu empfinden, die für das umliegende Land wie für alle übrigen Teile der Mark Brandenburg oft so hart gebunden war.

Der dreißigjährige Krieg zog wie ein Gewitter, „das nicht über den Fluß kam“, an Werder vorüber; die Brücke war „weislich abgebrochen“, jedes Fahrzeug geborgen und versteckt, und wenn der scharf eintretende Winterfrost die im Sommer gewährte Sicherheit zu gefährden drohte, so ließen sich die Werderaner nicht verbrießen, durch beständiges Aufheisen der Havel ihre insulare Lage wieder herzustellen. So brachen nicht Schweden, nicht Kaiserliche in ihren Frieden ein, und es ist selbst fraglich, ob der „schwarze Tod“, der damals über das märkische Land ging, einen Kahn fand, um vom Festlande nach der Insel überzusehen.

Das war der Segen, den die Inselage schuf, aber es hatte auch Nachteile im Gefolge und ließ den von Anfang an vorhanden gewesenen Hang, sich abzuschließen, in bedenklichem Grade wachsen. Man wurde eng, hart, selbstsüchtig; Werder gestaltete sich zu einer Welt für sich, und der Zug wurde immer größer, sich um die Menschheit draußen nur insoweit zu kümmern, als man Nutzen aus ihr ziehen konnte. Diese Exklusivität hatte schon in den Jahren, die dem dreißigjährigen Kriege vorausgingen oder mit ihnen zusammenfielen, einen hohen Grad erreicht. Aus Aufzeichnungen aus jener Zeit berichtet Fontane, dieser vorzügliche Schilderer der märkischen Zeit, folgendes: „Die Menschen hier sind zum Umgange wenig geneigt und gar nicht aufgelegt, vertrauliche Freundschaft zu unterhalten. Sie hassen alle Fremden, die sich unter ihnen niederlassen, und suchen sie gern zu verdrängen. Vor den Augen stellen sie sich treuherzig, hinterm Rücken sind sie hinterlistig und falsch. Von außen gleiten sie zwar, aber von innen sind sie reizende Wölfe. Sie sind sehr abergläubisch, im Gespensterleben besonders erfahren, haben eine lauterwelsche Sprache, üble Kinderzucht, schlechte Sitten und halten nicht viel auf Künste und Wissenschaften. Arbeitsamkeit und sparsames Leben aber ist ihnen nicht abzuspreehen. Sie werden selten krank und bei ihrer Lebensart sehr alt.“

War dies das Zeugnis, das ihnen von 1620 über 80 ein unter ihnen lebender „Stadtrichter“, also eine beglaubigte Person, ausstellen mußte, so konnten 150 Jahre weiterer Exklusivität im Guten wie Bösen keinen wesentlichen Wandel schaffen. Und in der Tat, unser mehrfach zitiertes Chronist bestätigt um 1784 nur einfach alles das, was Stadtrichter Jrmisch (dies war der Name des um 1620 zu Gericht Sitzenden) so lange Zeit vor ihm bereits niedergeschrieben hatte.

„Die Bewohner von Werder,“ bestätigt Schönmann, „suchen sich durch Verbindung unter einander zu vermehren und nehmen Fremde nur ungern unter sich auf. Sie sind stark, nervig, abgehärtet, sehr beweglich. Sie stehen bei früher Tageszeit auf und gehen im Sommer schon um zwei Uhr an die Arbeit; sie erreichen 70, 80 und mehr Jahre und bleiben bei guten Kräften. Ihre Kinder gewöhnen sie zu harter Lebensart. Im frühesten Alter werden sie mit in die Weinberge genommen, um ihnen die Liebe zur Arbeit mit der Muttermilch einzusüßen. Die Kinder werden bis zum achten oder neunten Jahre in die Schule geschickt, lernen etwas lesen, wenig schreiben und noch weniger rechnen. Die meisten bleiben ungesittet; das kommt aber nicht in Betracht, weil ihnen mehr an dem Gewinn gelegen ist. Viel natürliche Fähigkeiten sind bei ihnen nicht anzutreffen, und sie halten fest am Alten. Sie lieben einen springenden Tanz und machen Aufwand bei ihren Gastmählern. Im übrigen aber leben sie spärlich und sparsam und suchen sich durch Fleiß und Mühe ein Vermögen zu erwerben.“

Welche Stabilität durch anderthalb Jahrhunderte! Im übrigen, wenn man festhält, wie tief der Egoismus in aller Menschennatur überhaupt steckt, und daß es zu alledem zwei „Fremde“, zwei „Zugezogene“ waren, die den Werderanern die vorstehenden, gewiß nicht all zu günstig gefärbten, Zeugnisse ausstellten, so kann man kaum behaupten, daß die Schilderung ein besonders schlechtes Bild auf die Inselbewohner würfe.

Nach dem dreißigjährigen Kriege wurde schon Kern- und Steinobst gebaut, für das damals, wie heute noch, Berlin der Absatzmarkt war. Hierauf deutet auch ein Patent vom 28. Juni 1693 hin, durch das den Obstproduzenten statt des Verkaufsplazes auf dem Mollenmarkt eine Stelle am Ufer der Spree zugewiesen wird. Seit jener Zeit mehrte sich die Anlage von Obstbergen von Jahr zu Jahr, so daß gegenwärtig das ganze für Obstkultur behaute Areal gegen 7000 Morgen beträgt. Der Obstbau bildet für die mehr als 6000 Einwohner die Hauptnahrungsquelle, ja die meisten Handwerker, sowie die dort zahlreich Fischer sind zugleich „Weinbergbesitzer“, und zurzeit der Kirchenernte sieht tagelang manche Werkstatt leer, denn alles befindet sich im „Weinberge“.

Was verständnisvolle, energische Arbeit einem sonst mageren Boden einer Sandwüste abzurufen vermag, dafür bieten diese Obstanlagen und die trefflichen Früchte, die in ihnen wachsen, den besten Beweis. Die Anlage des in Kultur zu legenden Landes ist nach den uns gemachten Angaben folgende: Nachdem das Land 2½ Fuß tief „rajolt“ worden ist, werden die Bäume in Reihen, 16 und 18 Fuß von einander entfernt, gepflanzt, teils hant durcheinander, teils nach den Obstsorten gesondert. Zwischen den Baumreihen stehen, ebenfalls reihenweise, die Johannisbeere- und Himbeersträucher, auf niedrigerem Boden auch Stachelbeeren; ebenso, besonders an beiden Seiten der Grenzsteige, die Erdbeeren. Hin und wieder steht zwischen den Baumreihen auch noch ein Pfirsichbaum; Tomaten und Kürbisse, sowie Kartoffeln und Bohnen zum Hausgebrauch werden in die Dünglöcher gebracht. Große Sorgfalt wird auf die Düngung verwandt, die nach einer besonderen Methode — der Werderaner nennt

die „Dungeinbuddeln“ — geschieht. Der Dünger muß das Meiste tun, denn bekommen die Bäume, wie die Besitzer sagen, „nichts unter die Füße“, so hört gar bald Wuchs und Tragbarkeit auf.

Der Weinbau ist gegen den Obstbau fast ganz zurückgetreten. Die Haupternte bilden die Kirschchen; geraten diese in einem Jahre nicht, dann gehört das Jahr zu den schlechten. Die Kirschsorten, die meist aus dem Kerne gezogen werden, sind sehr verschieden. Von den ersten Kirschchen, die auf den Berliner Markt kommen, kostet die Tiene, ein rundes, nach oben erweitertes Holzgefäß, das 8—10 Liter enthält, 4—5 M., der spätere Durchschnittspreis beträgt 1½—2 M. Nach Hamburg werden sie etwa 14 Tage lang geschickt, bis die 14 bis 20 Tage später reisenden Kirschchen aus den Vierlanden nach Hamburg kommen, und der Transport von Werder aus nicht mehr lohnend ist. An Baumobst finden sich außerdem Aepfel und Birnen in sehr verschiedenen, oft sehr schönen Sorten, in reichlicher Menge; ebenso werden Pflaumen, auch sehr viel in edleren Sorten, gebaut.

Sehr viel Fleiß wird seit einigen Jahrzehnten auf die Kultur der Pfirsiche verwandt; denn da ein Pfirsichbaum bei uns höchstens eine Lebensdauer von 10 Jahren hat, so muß man darauf bedacht sein, in den ersten guten Jahren reiche Ernten zu erzielen. Dies erreicht man durch stark verdünnte Jauchdüngung, die man dem Baume täglich geben kann. Schon Mitte Oktober werden die Pfirsichbäume, nachdem der Stamm mit Dung umgeben ist, in Rohr, und zwar sehr tief, eingebunden, denn der Rauhrefschadet ihnen ungemein. Diese Umhüllung behält der Baum, bis er blühen will, und selbst während der Blüte werden bei zu erwartenden Nachfrösten die Bäume noch geschützt. Die Aprikosenbäume, die nur in 5—6 Jahren eine Ernte versprechen, finden sich sowohl in den Bergen als auch an den Spalieren der Häuser, werden aber nicht gedeckt, da sie selbst in der Blüte noch ziemlich hart gegen Kälte sind. Die Tiene Pfirsiche wird je nach der Güte mit 3—10 M. bezahlt. An Aprikosen werden in günstigen Jahren über 5000 Tienen, 1—2 Schock Früchte enthaltend, verkauft; die Tiene erzielt einen Preis von 5—20 M. Johannisbeeren gedeihen ebenfalls vorzüglich; man findet selten so volltragende Büsche wie hier; einige Weiber ziehen bis 400 Tienen, die Tiene wird mit 1—2 M. bezahlt. Auch Stachelbeeren werden viel in verschiedenen Sorten gebaut und im frischen Zustande nach Berlin geschickt. Erdbeeren benutzt man zur Einfassung der Wege und zur Pflanzung der Grenzen. Die Tiene bringt, je nach der Zeit, einen Preis von 2—12 M. Himbeeren werden sehr viel und zwar, wie bemerkt, in Reihen angepflanzt, und liefern große Erträge. Die Tiene kostet in der Regel 9—12 M. Zum Verkauf als Schnittblumen zieht man: Malblumen, Narzissen, Rosen, weiße Lilien, Primeln usw. Ueber die Höhe des Gesamtbetrages der Obsternte läßt sich nichts genaues bestimmen, da die Zufälligkeiten der Witterung eine zu große Rolle spielen; so beförderte die Werdersche Obstzüchterei-Genossenschaft allein im Jahre 1896 60 000 Zentner, 1896 80 000 Zentner, 1897 59 000 Zentner, 1898 50 000 Zentner, 1899 35 000 Zentner auf dem Wasserwege nach Berlin. Für den Obstverkaufspfad in Berlin in der Nähe der Dorotheenstädtischen Markthalle zahlt die Genossenschaft, die gegen 500 Mitglieder zählt, jährlich 20 000 M. Miete.

Manche Leserinnen, die am Werderschen Obsthandel ein spezielles hauswirtschaftliches Interesse haben, werden sich noch der früheren, bis zum Jahre 1851 üblichen Beförderung durch die sog. Schuten erinnern. Diese Schuten wurden meist durch Ruder fortbewegt, denn der Wind war nicht immer günstig. Ihre Anzahl betrug gegen 15—20. Nachmittags 2 Uhr stieß die Flottille vom Lande ab, und ein Steuermann suchte dem anderen den Vorrang abzugewinnen, denn das Obst, das zuerst in Berlin eintraf, wurde am besten bezahlt. So entstand eine förmliche Wettfahrt von Werder bis Berlin. Vorn in der Spitze des Bootes saßen auf drei Ruderbänken sechs Frauen resp. Mädchen und „pähten“ aus allen Kräften eine Meile weit. Dann wurden sie von sechs anderen abgelöst und sanken, durchnäßt von Schweiß, todesmatt vor Erschöpfung, auf ihren Wettjad nieder. Die kalte Nachtlust, — denn die Fahrt währte bis zum Morgen — Sturm und Ungewitter strichen über die Erhöhten weg, die schäumenden Sprühwellen überschütteten sie, ja oft mußten sie in den kalten Septemberrächten längs der Spree im nassen Wiesengrass mit bloßen Füßen gehen, den Kahn an der Leine ziehen. Da wurden selbstredend Krankheiten erzeugt, und die Schwindsucht grub den meisten unter der weiblichen Bevölkerung ein frühes Grab.

Das alles ist jetzt anders geworden, besonders für die Frauen, die nach wie vor das Obst zum Verkauf bringen, weshalb man auch in Berlin selten Männer aus Werder sieht und bei der Beschreibung „die Werderschen“ nur an den weiblichen Teil der Bevölkerung denkt. Jetzt findet keine Ueberstürzung mehr statt, ein solches Schiff schleppt täglich das Obst nach Berlin. Von drei Uhr ab bietet der Einladepfad in Werder das Bild eines Hafens, und mit solcher Emsigkeit, Ordnung und Pünktlichkeit wird gearbeitet, daß Punkt sechs Uhr das Schiff, mit bis zu 6000 Tienen geladen, vom Lande stößt, um seine Fahrt nach Berlin anzutreten. Auf dem Verdeck sitzen die Frauen, stridend, nährend, plaudernd und singend, und finden für die Nachtfahrt in den Kajüten ihr geschütztes Lager.

Mit einer gewissen Sehnsucht sehen unsere Berliner Hausfrauen der Ankunft der „Werderschen“ entgegen. Sie bringen uns als erstes Obst Kirschchen, deren unbestrittene Qualität der Werder-

schen Ware weithin einen wohlbegründeten Ruf verschafft hat, die aber einer ganz besonderen Wertschätzung sich bei den Berlinern erfreuen. Davon zeugt auch der große Andrang zu den Verkaufsständen der „Werderschen“, die es vortrefflich verstehen, die Trauzeugnisse mit fast Berliner Jungensfertigkeit an den Mann zu will sagen an die Frau — zu bringen.

J. Wieser

## Kleines feuilleton.

tn. Das Geschenk. „Ich für mein Teil bin auf der Fahrt, wenn sie Hochzeit machen“, sagte Benno, der Reisende, und streckte sich behaglich aus auf dem Sofa.

„Du wirst Dich doch wohl wenigstens melden“, mahnte die Mutter. „Der Bräutigam ist immerhin Dein Kousin.“

„Aber gewiß! Auf 'ne Ansichtskarte soll's mir nicht ankommen. Viel Glück und besten Gruß, basta! Ich werd' se sogar frankieren. Aber damit ist meine Teilnahme an der Familienfestlichkeit erledigt.“

„Du hast es gut“, seufzte Lina, die Schwester. „Unserer zerquält sich schon wieder seit vier Wochen den Kopf, was er anziehen und was er schenken soll. Und wenn die Hochzeit noch wenigstens in der besseren Verwandtschaft wäre! Rein, wieder ist es die andere, die —“

„Lina“, mahnte die Mutter. „Es kann doch nicht jeder so gut gestellt sein wie wir!“

„Gut gestellt ist jut!“ lachte Benno. „Aber wenn Euch die Freite so schmerzhaft Haare macht, weshalb geht Ihr denn überhaupt?“

„Hin müssen wir!“ die Mutter sagte es mit entschiedener Stimme. „Es heißt so schon, wir seien eingebildet, dünken uns was Besseres und dergleichen. Als ob wir in dem Punkt nicht die liberalsten Anschauungen hätten! Aber Lina hat ganz recht: in unserer besseren Verwandtschaft gibts viel seltener Hochzeiten und Taufen.“

„Alte Sache.“ Benno lachte. „Die gebildeten Leute — als wie ide zum Kleinsten — haben 'ne Iverston dagegen. Aber Ihr könnt doch zufrieden sein damit: Desto billiger wird ja die Choje. Lina zieht ihr Weißes an und geht als frischgewaschener und auf Reu geplätteter Engel —“

„Hör auf, ja?“ Lina zog die Stirne kraus. „Am Ende geh ich mit'n Baschkleid zur Hochzeit! Könnte mir gerade passen! Ich soll wohl hinter mir herreden lassen?“

„Rein, Benno, das geht nicht.“ Die Mutter schüttelte entschieden den Kopf. „Wir müssen doch immerhin etwas auf uns halten und zeigen, wer wir sind und was wir sind. Gerade diesen einfachen Leuten gegenüber.“

„Ueberhaupt wo Knebels auch hinkommen!“ rief Lina.

Ja, Knebels! Ka, Du kennst sie doch! Die machen immer wer weiß was her und möchten jeden anderen ausstechen. Diese aufgeblasene Gesellschaft! Man wird sich von ihnen doch nicht einfach beiseite schieben lassen. Gewiß: mit ihrem Geldsack können wir's nicht aufnehmen — mein Gott, wir haben eben andere Leute nicht bewuchert —, aber was Geschmack und Eleganz anbetrifft, da sollen sie uns erst mal etwas vormachen. In der Beziehung, lieber Benno, kann Deine Mutter und kann Deine Schwester wirklich noch alle Tage die Konkurrenz aushalten!“ Sie trocknete sich erregt das glühende Gesicht.

„Wenn's Euer Portemonnaie man aushalten kann!“ Benno sagte es trocken. „Mir soll's recht sein.“

Die Mutter erblähte um einen Schatten; Lina wurde dunkelrot und warf der Mutter einen bedeutungsvollen Blick zu.

Dann sagte sie zögernd: „Mit der Kleidung würde es sich ja allenfalls noch machen lassen. Aber, Benno, bedenke auch das Geschenk! Wir können doch nicht mit leeren Händen hinkommen.“

„n Küchenrahmen mit 'n paar Kochlöffeln kost't ja nicht alle Welt!“

„Ich glaube gar!“ Die Mutter sprang entrüstet auf. „Du mußt es uns wohl gar zu —“

„Wirklich großartig von Dir, Benno!“ lachte gekränkt die Schwester.

„Oder 'ne Suppenterrine, blaugeblümt. Ist auch nicht teuer. Ueberhaupt: Es gibt ja so viele nützliche Sachen, die kein Vermögen kosten.“

„Warum nicht gar 'ne Nachtlampe für fünf Groschen?“ höhnte die Mutter.

„Auch das“, sagte Benno. „Jedenfalls etwas, das die jungen Leute gebrauchen können.“

„Ach, dieser traurige Nützlichkeits-Standpunkt!“ spottete Lina. „Man sieht doch: 'n Kaufmann bleibt 'n Kaufmann!“

„Ja, was dachtest Ihr denn eigentlich? Wollt Ihr der jungen Frau vielleicht 'n paar verjodelte Holzspantinen bedigieren? Oder 'n persischen Teppich für den Salon, den se nich haben?“

„Es würde sich schon etwas finden, wenn Du nur mit Dir reden liehest.“

„Ich? Laß ich nicht immerzu mit mir reden? Streng' ich nicht meinen Geist sogar außerjehörlig an?“

„Ach, Deinen „Geist“, den können wir entbehren!“ Lina wurde ungemüthlich. „Sage uns lieber, wieviel Du beisteuern willst!“

„Beisteuern?!“ Benno schnellte empor, blickte mit tomistischer

entsetzter Miene erst die Schwester, dann die Mutter an und ließ sich feufzend wieder fallen. „Gute Nacht! Ich muß schlafen; ich bin müde!“ Er schnarchte schon.

„Siehst Du, Mama!“ Lina weinte fast. „Ich hab's Dir gleich gesagt: es ist ihm ganz egal, und wenn wir in Lumpen gehen und wenn wir mit 'ner elenden Kaffeekanne hinkommen, — er ist für nichts zu haben. Nie! Er hat's ja schon immer so gemacht. Und wir können uns den Kopf zerbrechen, wie wir die Ehre der Familie hochhalten!“

„Sei still, mein Kind. Ich hab' noch meine Trauringe, die kann ich ja versehen. Mein Seliger mag's mir im Grabe verzeihen!“ Sie bräunte sehr geräuschvoll das Taschentuch.

Lina auch.  
Aber Venno schnarchte ungerührt.

Nach einer Weile sagte Lina: „Es hilft nichts, Mama, wir müssen auf einen anderen Ausweg denken. Venno ist ein Egoist. Haben wir denn nicht noch irgend etwas im Hause, das wir verschleppen können? Etwas Außergewöhnliches?“

„Ich denke auch schon darüber.“ Die Mutter hielt den Kopf in die Hand gestützt. „In der Kumpelkammer steht noch ein runder Tisch, aber dem fehlt ein Fuß. Wenn man ihn reparieren und aufpolieren ließe?“

„Das würden sie ja sehen, Mama. Wo keine Politur ist, unter der Platte, ist das Holz schon ganz schwarz. Und dann ist's auch nichts Besonderes.“

„Vielleicht der alte Kronleuchter? Aber nein, der müßte so gut wie neu gemacht werden.“

„Weißt Du was“, Mama?“ Lina sprang auf. „Auf dem Boden steht doch noch das Papageibauer! Wir brauchen's doch nie mehr; denn für einen Papagei hat ja Venno selbstverständlich kein Geld. Wenn wir es aufbronzieren, ist es wie neu und macht einen großartigen Eindruck. Kein Mensch sieht ihm sein Alter an! Da haben wir etwas Seltenes und Schönes — und es kostet nur ein paar Groschen für Bronze. Die Arbeit machen wir selber. Paß mal auf, damit machen wir Aufsehen!“

Venno unterbrach sein Schnarchen: „Und was, meinst Du, soll das junge Ehepaar da reinsetzen? Sperlinge vielleicht oder junge Gänse?“

„Ach, sei Du doch still! Mögen sie reinsetzen, was sie wollen! Die Hauptsache ist: wir haben ein feines Hochzeitsgeschenk und brauchen uns vor unserer besseren Verwandtschaft nicht zu blamieren!“

„Höhöhö, bessere Verwandtschaft!“ Venno war wieder ganz wach. „Weißt Du auch, was die anderen sagen werden? Ich meine die, die nicht zu der besseren Verwandtschaft gehören? Sie werden sagen: Das Bauer schenken sie uns, aber den Vogel haben sie behalten!“

— Die Temperenzler-Familie. Der „Pfälzer in Amerika“ gibt folgende Anekdote wieder: Ein fröhlicher Pfälzer wanderte vor etwa fünfzig Jahren in Amerika ein und besuchte seinen in der Nähe von Lancaster, Pa., ansässigen Onkel. Neben dem reichen Sonntagsmahl stand anstatt der gewohnten Weinlauge ein Wasserglas. Der Deutsche machte einige Bemerkungen darüber, die man ihm kurz mit der Erklärung abschmit: „Mir sein halt Teperenz, bei uns der lee' Troppe Spiritus ins Glas.“ — Nach dem Essen zog sich der Wauer zum Mittagsschlafchen zurück, die Mädchen gingen in die Sonntagschule und die Jungen in die Scheune. Plötzlich rief die Tante den deutschen Vetter in die Küche und zog verstoßen eine Flasche Kirchengewißt aus dem Wandschrank und sagte: „Nun, trink — mei' Alter ist so streng Temperenz, daß ich nig merke losse derf, aber mer kriegt mitunter Leibweh.“ — Zehn Minuten später ruft der Alte den Vetter in seine Stube, schließt eine Kiste auf, in welcher ein Vier-Gallonenfähiges schlummert, schenkt ein und sagt: „Trink herzhast, wenn mer auch Temperenzler sun, unsern gute Troppe halte mer doch, aber die Alt' derf's net wisse.“ — Etwas später geht der Gast nach den Ställen, dort schleppen ihn die Söhne des Farmers in eine dunkle Ecke, ziehen eine Flasche aus dem Stroh mit den Worten: „Vetter, trink, 's is guter Bourbon, aber sag's de Alte net, die sein verrückte Temperenzler.“

**Medizinisches.**

hr. Die Verhütung des vorzeitigen Haar- ausfalles. Neben der Erbllichkeit und gewissen Erkrankungen der Kopfhaut spielt zweifellos die unzureichende Behandlung der Kopfhaut selbst oft die Hauptrolle bei der Entstehung des vorzeitigen Haarausfalles. Gerade in der Absicht, das Haar besonders zu pflegen und zu schonen, werden oft die unzureichendsten Methoden angewandt, die dann das Gegenteil von dem erreichen, was beabsichtigt wurde. Von großer Wichtigkeit ist die Bürste, ungeeignete Bürsten können die Haare gewaltsam herausreißen, ebenso ist der unterschiedslose Gebrauch von Franzbranntwein und von Haarwässern mit Spiritus manchmal vom Uebel. Letztere sind nur dann am Plage, wenn das Haar recht fett ist, nicht aber bei trockenem und sprödem Haar. Für den vorzeitigen Haarausfall ist manchmal die unzureichende Behandlung der Kopfhaut im Kindesalter anzuschuldigen. Die gesunde Kopfhaut des Kindes soll nicht zu häufig, nicht täglich, gewaschen werden, wenn sie zu wenig fett ist, muß man sie mit Olivenöl einreiben. Der Haarausfall ist gewöhnlich mit einer übermäßigen Schuppenbildung verbunden, und diese Schuppen müssen in erster Linie entfernt werden. Bei der

Schuppenbildung besteht gewöhnlich eine zu starke Absonderung von Fett, es kann aber auch, worauf der Berliner Dermatologe Saalfeld hinweist, der zuerst systematische Fettgehalt-Untersuchungen des Haares vornahm, bei der Schuppenbildung das Haar zu wenig Fett enthalten. Je nach dem Anfall dieser Untersuchung muß dem Haar entweder Fett zugeführt oder das übermäßige Fett beseitigt werden. Ein gutes Mittel zur Entfernung der Kopfschuppen ist Waschen des Kopfes mit Seifenwasser, bei starker Fettbildung kann man auch Schwefelseife oder Seifenspiritus anwenden. Ist die starke Abstoßung der Kopfschuppen mit übermäßiger Trockenheit der Kopfhaut verbunden, dann ist der Gebrauch der Teerseife anzuraten. Bei jungen Mädchen bildet die Bleichsucht oft die Ursache des übermäßigen Haarausfalls; selbstverständlich muß diese alsdann durch innerliche Mittel bekämpft werden. —

**Humoristisches.**

— Gefährlich. Sekretär (zu einem neu eingetretenen Assistenten, der das fällige Blatt vom Abreißkalender nimmt): „Sie da können S' schön reinfallen, wenn S' gleich am ersten Tag dem Herrn Vorstand seine ganze Arbeit wegnehmen!“

— Ein Phlegmatiker. „Warum haben Sie mich denn eingefeist?.. Ich wollt' mir ja einen Zahn ziehen lassen!“

— Protest. In einem Dorfe soll beim Bürgermeister eine Erbschaft geteilt werden. Während der Verhandlung entsteht Streit und bald ist eine Kauferei im Gange, in die man auch den Bürgermeister hineinzieht. „Laß mich aus!“ ruft er — „Ich erb' ja gar nicht mit!“

(„Fliegende Blätter“.)

**Notizen.**

— Der Katalog der Pariser Nationalbibliothek. Der „Frankf. Jtg.“ wird geschrieben: Das Riesenunternehmen eines gedruckten alphabetischen Generalkatalogs nach Namen der Verfasser, das man seit einigen Jahren in der Pariser Nationalbibliothek im Angriff genommen hat, schreitet rüstig weiter. Soeben ist der einundzwanzigste Band des Katalogs erschienen, und damit sind die beiden ersten Buchstaben des Alphabets fertiggestellt. Man nimmt an, daß für den gesamten Katalog rund hundert Bände nötig sein werden, und da vier Bände, von denen jeder durchschnittlich 9000 Nummern verzeichnet, jährlich erscheinen, hofft man ihn etwa ums Jahr 1924 vollendet zu haben. Die neu hinzukommenden Bänder — es sind etwa 25 000 im Jahre — werden alsbald durch Nachträge dem Katalog eingereiht. Von diesem gewaltigen Werk, das auf die Initiative des vor kurzem zurückgetretenen Generaldirektors der Nationalbibliothek Leopold Delisle hin unternommen wurde, erschien der erste Band im Jahre 1897. Die französische Regierung hat zur Deckung der Kosten einen jährlichen Beitrag von 20 000 Frank bewilligt. Selbstverständlich wird auf einen Abzug im Buchhandel nicht gerechnet, beträgt die Zahl der Subskribenten doch kaum 30. —

— Die Deutsche Schiller-Stiftung verfügt derzeit über ein Gesamtvermögen von 1 937 327 Mark und 239 551 Kronen. An Pensionen und Unterstützungen deutscher Dichter und ihrer Witwen und Waisen konnten im Jahre 1904 rund 60 000 Mark ausgegeben werden. —

— Im Künstlerhause treten heute Vorstand und Preisrichter des Volks-Schiller-Preises zu einer Sitzung zusammen, in der zum erstenmal die Verkündigung des Preises erfolgen soll. Der Volks-Schiller-Preis wird in der Höhe von 3000 Mark für das beste in dem Zeitraum von drei Jahren durch Aufführung, Druck oder handschriftliche Einreichung bekannt gewordene Drama verliehen. —

— Die Zahl der Lehrer an den Universitäten des Deutschen Reiches beträgt in dem soeben beginnenden Sommersemester insgesamt 3115. Ueber die Hälfte, 1570, entfallen auf die philosophische Fakultät und die befonderen naturwissenschaftlichen Fakultäten. Die Zahl der Privatdozenten ist auf 943 gewachsen. Nicht gerechnet sind hierbei die 33 Lehrer am Orientalischen Seminar in Berlin, ferner 42 an der Berliner landwirtschaftlichen Hochschule, 27 an der gleichen Anstalt in Poppelsdorf bei Bonn und 25 Lehrer an der Akademie in Josen. —

— Vorgesichtliche Funde sind neuerdings unweit der adriatischen Küste Italiens bei Manfredonia (Apulien) gemacht worden; bemerkenswert sind darunter ein Kupferhämmerchen mit Zubehör, Gerät und Schmelzstäben, menschliche Schädel, Fischgeräte und Henkel, Griffe usw. mit Tierfiguren. Man glaubt in diesen Resten Zeugen einer aus dem Orient eingewanderten Kultur vor der Bronzezeit erblicken zu sollen. —

— Eine nette Bescherung. Untern 4. Mai wird aus New York gemeldet: Durch einen Schreibfehler eines Gerichtsbeamten wurde eine Frau Clara Russell in Omaha von ihrem Sohne geschieden und ihr die Erziehung ihres Gatten zugesprochen. Frau Russell muß eine neue Scheidungsfrage einreichen, um eine rechtsgültige Trennung ihrer Ehe zu erreichen. —